

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 112 (1986)
Heft: 13

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Träumer-Ei

Marlies. Heute wollte ich Marlies treffen. Ich hatte sie länger nicht gesehen und war begierig darauf, das Neueste aus ihrem Leben zu vernehmen. Frohgemut setzte ich mich in die hinterste Ecke meines Lieblingslokals und

Von Ilse Frank

harrte der Bekannten, die da kommen sollte.

Sie kam. Mit wehenden Haaren, mit schwingendem Mantelsaum. Ein vertrautes Bild: Marlies in Eile, im Dauerstress.

Ächzend sank die um fünf Minuten Verspätet auf den Stuhl mir gegenüber. Ich wagte nicht gleich, mich nach ihrem Befinden zu erkundigen, denn dass sie sich (von Furien) gehetzt fühlte, war offensichtlich. Marlies würde schon zu sprechen beginnen. Ich konnte warten.

Als die Ärmste wieder ruhig atmete, hob sie, wie vermutet, zu einem Kurzbericht über ihr Tun und Lassen an. Ich hörte vergnügt zu; Marlies schildert selbst tote Punkte lebendig – und rabenschwarzes Pech bunt. Einmal, als im Redefluss der Begriff «Ostern» auftauchte, unterbrach ich die Reportierende: «Übrigens, was wünschst du dir? Einen Hasen? Ein Ei?»

«Ei? Hase?» wiederholte sie

mit einer Betonung, die darauf schliessen liess, dass die Befragte im Grunde nicht bei der feiertäglichen Sache war.

«Was du dir wünschst, aufs nächste Wochenende», präzisierte ich. Die Entrückte starre mich an, schluckte, dann brach es aus ihr heraus: «Wünschen – dass ich nicht lache! Was soll ich bloss wollen? Mir mangelt dies und jenes, aber dringend benötigen ... nein! Das, was ich im Augenblick schmerzlich entbehre, bekomme ich ja doch nicht.»

Ich erschrak. Hatte Marlies Schwierigkeiten? Menschliche Mänglerscheinungen? Ich beschloss, mutig zu sein, Marlies zur Offenheit aufzufordern. Als ich es tat, kicherte sie.

«Ach, ein Geheimnis trage ich nicht mit mir herum, nur einen Riesenärger, eine Mordswut. Du erkundigst dich nach meinem Begehr: Ich träume, wie es sich im Lenz gehört, von der guten alten Frühlingsputzete.»

Mich durchrann ein Schauer. War das meine Bekannte, die bisher engagiert, heftig gegen den «Frauenleerlauf» (eines ihrer Schlagworte) gekämpft hatte? Sie, von der die Parole stammte: «Haushaltführung – eine Aufgabe, jedoch kein Lebenswerk!»

«Fühlst du dich krank?»

hauchte ich und blickte Marlies prüfend an.

«Krank? Nein – dreckig!» rief sie so laut, dass einige Gäste die Köpfe nach uns drehten.

«Dreckig? Ich verstehe nicht recht ...»

«Dann hör mir zu!» befahl die in Fahrt Gekommene. «Meine Budengeschichte wird dich aufklären – falls du sie mir überhaupt glaubst!»

Marlies, das darf der geneigte Leser erfahren, arbeitet in einem Konzern, der einst zu wirtschaftlichen Hoffnungen Anlass gab, jetzt allerdings durch seltsame Ausbauprojekte Insider zu Spekulationen verleitet. Item. Seit Monaten lautet der Firmenwahlspruch: «Spare in der Zeit ...»

Marlies, ein an sich bescheidenes Wesen, hat nichts gegen sinnvolle Beschränkung. «Aber!» krähte sie, als sie vor der Schlüsselstelle ihrer Erzählung angelangt war, «aber!» Wieder wandten sich einige Gäste nach uns um. Ich beschwichtigte die Aufgebrachte, und sie senkte die Stimme.

In der Firma hapert es an der Büroreinigung. Die Putzfrau darf «nichts» kosten. Den Staubsauger setzt sie, auf Befehl, nur einmal pro Woche in Gang. Resultat: Schmutz, der sich auf dem Teppich zu Klümpchen ballt. Sie haften an und in (offenen) Schuhen, verunzieren Strümpfe, Sok-

ken, machen Marlies, wie sie dramatisch seufzte, vor Fusspilz zittern. «Grausig, sage ich dir!» flüsterte die aus Neigung Gepflegte. Ich empfand ihren Ekel nach.

Marlies scheint mir ein relativ friedfertiger Mensch zu sein: Sie litt erheblich, ohne zu klagen. Reklamierte nicht bei der Hausverwaltung, weil sie fürchtete, das Problem werde auf die Spetterin abgewälzt.

Bevor sie zu verbalen Taten schritt, ging die Angewiderte auf Schuhsuche. Ein geschlossenes Modell wollte sie erstehen; zweckmäßig, bequem und leicht sollte es sein. Marlies fand nichts Passendes. Die Mode ist nicht danach, und ihre Kinder-Nummer (35) erst recht nicht. Nach «ewigem Zögern» (Originalton Marlies) wandte sich die inzwischen beinahe Hoffnungslose doch an das «Immobilien-Volk». Mit dem Hinweis auf fehlende Finanzen, «diesem steinalten Argument», wurde die um Sauberkeit Bittende weggewiesen.

«Keine Ahnung, wie sich das Problem lösen lässt», stöhnte das frustrierte Geschöpf. «Mir bleiben nur blanke Träume.»

«Ach was», tröstete ich, «du kannst dir zu Ostern wirklich etwas wünschen. Zum Beispiel: ein Ei. – Das des Kolumbus.»

Auf Marlies' Gesicht entdeckte ich den Anflug eines Lächelns.

Traum

Erwachend schaue ich mich um. Ich liege irgendwo in einer öden, ebenen Landschaft. Es ist sehr still. – Warum kann ich nicht aufstehen? Wo bin ich? Was ist geschehen?

Eigentlich berührt mich das Sonnenlicht. Weshalb bin ich so befangen, wenn die Sonne scheint? Ich blicke hinauf zum blauen Himmel. Eine einzige Wolke ist da, eine Wolke wie ein grosser Pilz – daneben scheint die Sonne.

Langsam formt sich in mir die schreckliche Wahrheit. Ich möchte die Hände vors Gesicht schlagen, möchte weinen – und merke erst jetzt, dass ich keinen Körper mehr habe. Ich bin tot.

Noch einmal erwache ich wirklich.

Regula Eichenberger



Tröstlich

Am Montag nach den Zürcher Stadtratswahlen wäre auf den «Haus»-Seiten des *Nebelspalters* eigentlich ein politischer Artikel fällig gewesen. Nur: Wer übernimmt es, ihn zu schreiben? Da ich aus Erfahrung weiß, dass es mich später ärgert, wenn einfach nichts geschrieben wurde, will ich das politische Ereignis zumindest erwähnen.

Vor einigen Jahren trafen wir uns an einigen Vormittagen zu Gesprächsrunden. Wir, die waren ein gutes Dutzend Frauen; wer hätte denn sonst am Vormittag Zeit für Gespräche «einfach so»? Ganz «einfach so» waren die von einer reformierten Frauengruppe organisierten Gesprächsvormittage zwar nicht. Zwei frischgebackene Erwachsenenbildnerinnen sorgten dafür, dass

es zu keinem abschweifenden Blabla kam. Bald stellte sich heraus, dass all diese Frauen sich Sorgen machten, der Umwelt wegen.

Eben zu jener Zeit hörten wir erstmals etwas von Ursula Koch; sie hatte sich im Kantonsrat mehrmals sehr deutlich und mutig geäussert. Wir beschlossen spontan, ihr einen Solidaritätsbrief zu schreiben.

Die Resultate der Zürcher Stadtratswahlen sind bekannt. Ursula Koch ist gewählt worden und zieht in die Exekutive ein, nachdem sie zur Überzeugung gelangt ist, dass man dort eher etwas erreichen kann als in der Opposition. Ist es nicht tröstlich zu sehen, dass engagierte Verfechter einer Umweltschutzpolitik jetzt gewählt werden?

Heute sieht es so aus, als hätten die Leute genug vom ewigen Geplärre um den Umweltschutz. Man will uns dies jedenfalls glaubhaft machen. Wahlergebnisse wie das erwähnte sprechen eine andere Sprache.

Dina

Der zweite Blick

Am ersten Abend unseres Kurses war sie mir aufgefallen – negativ. Wie kann man nur seine Haare so leuchtend rot färben, und das in einem Alter, wo man dem Gesicht halt ansieht, dass Grau besser dazu passen würde! Mit ihr wollte ich nicht speziell zu tun haben. Wich ihr am Anfang aus. Arrangierte mich, dass ich, wenn möglich, nicht mit ihr zusammenarbeiten musste. – Abneigung auf den ersten Blick.

Aber nur auf den ersten. Wenn sie redete und ich sie nicht anzusehen brauchte, war sie mir eigentlich sympathisch. Sie interessierte mich. Ihre Art gefiel mir. Bald beachtete ich ihre Haare überhaupt nicht mehr.

Nach einem Jahr (wir waren inzwischen Freundinnen geworden) sollte sie mich am Flughafen in London abholen. Noch im Flugzeug begann ich mir zu überlegen, wie ich sie wohl am schnellsten aus der Menge heraus erkennen würde. Zermarterte mir den Kopf nach besonderen Merkmalen. Malte mir aus, was sie tragen könnte. Nur eines kam mir überhaupt nicht in den Sinn. Dann, beim Ausgang, sah ich sie leuchten. Natürlich, die roten Haare! Ich hatte sie vollkommen vergessen.

Wer vermag die Menschen auf den ersten Blick einzuschätzen? Ich wage – jetzt – den zweiten.

Marianne Egger

Die Sache auf vier Beinen

Des Menschen Intellekt geht manchmal seltsame Wege, so etwa in der Definition von «Sache», wenn es sich um Lebendiges handelt! Haben Sie schon einmal eine Sache bellen und miauen hören; gesehen, wie sich eine Sache auf vier Pfoten nach eigenem Willen und Vermögen fortbewegt? Haben Sie mit einer Sache jemals geschmust und eine innige Vertrautheit dankbar genossen?

Doch schon seit des Philosophen Decartes Zeiten – nein, leider seit viel früher – werden Bellen, Fauchen, Schnurren, eigenständiges Gehen, Springen und «Gumpen» als rein mechanische Abläufe definiert. Obschon wir es jetzt ein bisschen besser wissen, bleibt ein Tier gesetzlich eine Sache – und wird es noch lange bleiben. Denn: Man stelle sich vor, ein Tier würde plötzlich ein Lebewesen – mit oder ohne Seele! Da geriete gar vieles durcheinander: das Recht, inbegriffen das Kirchenrecht, die Morallehre, nicht zuletzt die Industrie, obschon diese in ihrem finanzträchtigen Gebäude kaum einer vierpfotigen Lebendigkeit begegnet, es sei denn dem Marco eines Direktors, dessen so genannter Rassehund natürlich (!) nie als Sache betrachtet würde. Wir sind halt allesamt etwas schizophren.

Diese Gedankengänge machte ich an einem Sonntagnachmittag, als vor meiner Terrassentür ein verletztes Katzentier lag, das entsetzlich wimmerte und schrie, offensichtlich von einem Auto angefahren. Das Busi gehörte irgend jemandem in der Nachbarschaft, war oft zu Besuch gekommen, gesittet im Umgang und warmherzig von Natur. (Auch zwischen den Viechern gibt es da grosse Unterschiede.)

In Panik geraten ob des schmerzgepeinigten Wesens, bat ich meine Nachbarn um Hilfe, obschon uns nicht mehr als ein oberflächliches «Grüezi» verband. Wohl strengte sich die

Nachbarin ein wenig an, um herauszufinden, wohin die Katze gehörte, aber dann sagte sie nach vergeblichem «Suchen» zu mir: «Warum regen Sie sich auf? Es ist ja nicht Ihre Katze!» Und als ich, bemüht, die Nerven nicht zu verlieren ob solch herzlosen Geredes, die Tiersanität benachrichtigte, kam gar noch über nachbarliche Lippen die erstaunliche Frage, ob mir die Auslagen verügt würden. Zum Glück rief gerade ihr Mann, sie solle endlich kommen ...

Verletzten Tieren zu helfen ist,

meine ich, ein elementares Gebot der Nächstenliebe, weil ein Tier ein Lebewesen ist. Aber seit der Mensch diesen unglücklichen Planeten bevölkert, hat er sich wenig um solche Gebote gekümmert, sieht man von einzelnen Lichtpunkten ab.

Der beste Verbündete von uns Menschen ist noch immer der Sacro egoismo, eine solide Burg mit einer Zugbrücke, auf dass wir das Fremde, das in seinen verschiedenen Formen unseren Frieden zu stören droht, rechtzeitig abweisen können. *Ellen Darc*

ECHO AUS DEM LESERKREIS

Gespreizt

(Nebelspalter Nr. 6)

Nein, liebe Frau Frank, diesmal haben Sie ganz gewaltig danebengehauen! «Der saloppe Umgang mit der Sprache hat sich schon dermassen negativ ausgewirkt, dass nicht einmal mehr die Alemannen einander verstehen», schreiben Sie und fügen einige Beispiele an, von denen aber auch nicht ein einziges die Bezeichnung «salopp» verdient. «Ender», «Chignon», «Huppi», «Bürzi» sind Ausdrücke, die schon lange in der Berner Mundart lebendig waren, bevor man von Sprachzerfall zu reden begann, und die hoffentlich noch lange diese Sprache bereichern werden. Was ist doch das blasse «Haarknoten» der Schriftsprache gegen das vornehme «Chignon» der Berner Patrizierin, gegen das «Huppi» der Bäuerin, die sich in Gottes Namen nicht so viel Zeit für das Aufstecken der Haare nehmen kann, gegen das armselige «Bürzi» der alten Jungfer!

Schon immer haben Beispiele wie das folgende (in Sigriswiler Mundart) einem Nichtberner Mühe bereitet: «Muescht es Grotzli heuwen, saagen, schüttren und a Schärmen bringen», besonders, wenn sie im dortigen Tonfall gesprochen wurden. Aber das ist nun wahrlich kein Unglück! Wo man auf einander angewiesen ist und etwas guten Willen hat, wird man sich rasch verstehen. Und hier – nicht in der Sprache – liegt meines Erachtens die Ursache, warum Ihre Margrit mit dem wirklich etwas ungeschickten Jakob zusammengestossen ist. Nein, was Sie als «salopp» bezeichnen, ist in Wirklichkeit der ungeheure Reichtum der Schweizer Mundarten, dem auch das Idiotikon in seiner Jahrzehntelangen Forschung noch immer nicht beigekommen ist. Ich aber bin überzeugt, dass sich unsere kraftvollen Mundarten als stärker erweisen werden als die paar läppischen englischen Eintagsfliegen, die wohl ebenso unauffällig wieder verschwinden werden, wie sie sich eingeschlichen haben.

Schlimmer steht es wohl mit der Schriftsprache. «Genf und Waadt rauften sich zusammen» – diese Raufbolde! – «um gemeinsam ein Problem zu lösen»; «ein Atommeiler muss vor Leckage (!) geschützt werden», nur zwei Beispiele aus kürzlich erschienenen Tageszeitungen. Das ist Sprachzerfall; aber auch Ihr «von Stund an verstand er vorwiegend Bahnhof» und «sie durfte dem Typ (!) nicht böse sein», ist Sprachzerfall, weil hier gezielt mit gespreiztem Stil das natürliche Sprachgefühl verdorben wird. Nützt für ungut!

Ed. Bärfuss, Lenzburg

Lieber Herr Bärfuss

Wie kann man sich nur so missverstehen! Was alte Berner Ausdrücke sind, weiß ich, als uralte Bernerin, wohl. – Nirgends steht in meinem Artikel geschrieben, der Begriff «salopp» beziehe sich auf sie. – Bitte lesen ... und die Vorurteile schlummern lassen! *Ilse*

Gegenrecht

(Nebelspalter Nr. 6)

Sehr geehrter Herr Wolfer. Wollen Sie uns wirklich weismachen, dass ein interessierter Mann nicht sofort weiß, ob eine Frau ehelich gebunden ist oder nicht? Oder hat das weibliche Geschlecht einen Sinn mehr als das männliche?

Wenn Sie ernsthaft den Standpunkt vertreten, durch die Anrede, und meistens auch durch die Behandlung im Diminutiv, könne das Weib signalisieren: Ich bin noch zu haben! Dann sollte im Zuge des Gegenrechts den ledigen Männern auch dieses «Signalement» zugestanden oder vielmehr angetan werden. Dadurch herrschte beiderseits auf der Heiratspiste Klarheit. – Also: Herrlein.

Übrigens, was die Anpirschung noch zu habenden Wildes beiderlei Geschlechtes betrifft: Der Zivilstand scheint mir die am wenigsten beachtete Fährte zu sein.

Mit freundlichem Gruss

E. Diebold

